

Die alte Sanduhr.

Roman von Ottomar Gatzing.

(2. Fortsetzung.)
„Du hast dich ja bloß angehängt mit Deiner Rede“, sagte Abbotat Sommer zu Achim, ganz unphilosophisch. „Ich habe diese Edda auch mal in der Hand gehabt, aber ich bin nicht draus hingeworden.“
„Ja, weißt Du, Onkel“, entgegnete Achim eifrig, die Religion der alten Germanen gilt mir mächtig an. In der letzten Zeit beschäftige ich mich auch sehr mit dem Buddhisismus. Es ist unendlich schöner, sich eine religiöse Weltanschauung zu geben. — Ich fühle mich innerlich geradezu zerrissen. Achim sprach das mit tief bestimmter Miene und ließ die Gänge seiner Lippen nicht einmal schiefen.
„Ja, wenn Du nur äußerlich noch zusammenhängst.“
„Ja, ja, Onkel, das sagst Du so.“
Damit nahm Achim düstere Antlitzes das Glas Rogal von dem Tisch, das Lobhudelei Peterlein ihm präsentierte. Dann näherte er sich dem Baumeister.

„Es thut mir furchtbar leid, daß ich Dir keine gute Nacht hier ist. Ich hätte mich gern mal wieder mit ihm ausgeprochen.“
„Ja“, antwortete der Baumeister, von Heibelberg ist ein weiter Weg, das Gerasen steht vor der Thür.“
„O, Onkel Thorsen! Die Frau Gräma! Wir Abhöligen haben es da mit noch schwerer als die Juristen.“
„Ja, Dir sieht man es an“, meinte Markus Thorsen.
„Ach, wenn ich immer noch meinem Aussehen geseh.“
Achim zog sich gekränkt zurück. Das konnte er dafür, daß er so runde, rote Waden hatte? Er wäre die liebste Blau und mager gewesen, wie es seiner gereiften Seite und seinen abgegrabenen Gesichtszügen so gut bei ihm an.
„Das lieber den Väter, Mutter“, sagte Thomsen leise zu Zante Zine.
„Ach, mein Junge, ach, mein Mägen“, jammerte die und sah ihren Sohn stehend aus den verschömmenen Jüngen an. Der versuchte und ging von ihr.

So unterhielt man sich und stand über sich in kleinen Gruppen herum. Nach dem Kaffee kamen Bier und Bohnen, und Nebenfreundinnen spielten schöne Opernmelodien auf dem Klavier. Achim wollte das Lied vom Rieblara anstimmen, aber seine Mutter rief nur: „Achim, mit langem „Ja.“ Da blieb ihm sein Lala in der Reife stehen.
Noch einmal wurde es sehr feierlich, als nämlich der Pastor auf einen kurzen Besuch erschien und noch seinen weltlichen Glückwunsch darbrachte. Als er aber fort war, wurde es gleich wieder gemütlich; nur zwischen Elias Thorsen und Bürgermeister Ellerbet erhob sich ein Streit.
„Ich heff dat Rand köst, und id kann dor buen, wot id will, dat geist be Stadt gor wir an.“
„Es sollen aber bloß Willen hin“, sagte der Bürgermeister gereizt. „Ich kann doch nichts dafür.“
„Wissen? Vor werden ich mir die. Dor mußt'n dreißigjähriges Haus mit herrschaftlicher Wohnungen stahn, sonst tumm id nich up de Rollen.“
„Gott, Ellerbet, hier ist wahrhaftig nicht der Platz, wo man so was berechtigt. Was kann doch zu Dir auf's Rathaus kommen.“
„Ach wat, Rathaus!“ brummte Elias.

Dieser kleine Janz wirkte bestimmend auf die Gesellschaft, die Unterhaltung flüchtete, und eine Müdigkeit überkam alle. Als es sieben schlug, gab die regierende Bürgermeisterin den Roggenfisch das Zeichen zum Aufbruch, dessen sie alle froh waren. Aber der Abschied war sich lange hin. Neben mußte viele Kräfte von den Frauen und Mädchen erdulden und den Herren vielmals die Hände drücken. Schließlich klinkte die Haustür zum letzten Mal ein.
„So, nun ruh' Dich aus, mein Kind“, sagte Burath Thorsen.
Neben hob sich auf die Zehen, küßte den Vater und eilte dann so rasch es in dem engen Kleide ging, in die Stiebtreppe hinauf. Ihrer ihrem Welt hing das Bild ihrer Mutter. Unter Thorsens streifte das junge Mädchen das Gewand ab und wurde erst ruhiger, als sie in den weißen Kissen lag. Unten wurden Stühle gerückt, Tische umgestellt, und die Keller klapperten. Das Geräusch schmerzte Neben, und sie blieb nach, bis es still wurde. Nun umfing es sie möglich, ein sanfter Schimmer von der Laternen unter ihrem Fenster drang durch den Vorhang und im Dämmerlicht sah sie auf dem Tisch den großen Blumenkranz, den Thomsen ihr Morgen gebracht hatte. Sie schloß die Augen, in der der Schlaf wollte noch nicht kommen.

Da erlöste sie der Wunsch, die Sanduhr noch einmal zu sehen, und sie richtete sich schon halb im Bett auf, um in Vaters Stube hinüberzuschlüpfen. Aber dann ließ sie sich wieder sinken, sie mußte, daß sie den Abend würde hinabbringen lassen, und daß sie dann nicht eher wieder gehen könne, bis die letzten Körnlein vertrieben waren. Das dauerte eine ganze Stunde, und sie war doch müde, sie mußte schlafen.

1873—74“ angebracht war. Eine schwierige Kunst war es für Friemann, die Bücher richtig hinzubringen. Er schlug die Panbetten und andere Werke an einer beliebigen Seite auf und legte sie hin, aber er mußte lange probieren, ehe er die richtige Stelle dafür gefunden hatte, so daß sie gut wirkten. Es mußte nämlich aussehen, als sei darin flüchtig worden, und sie seien dann achlos über den Rand gelegt. Ja, sie mußten schräg übereinanderliegen, und es dauerte lange, bis er mit seiner Anordnung zufrieden war. Dann nahm er vom Bücherbord einen Band Schatepeare und warf ihn zu den juristischen Bänden — er hatte eben auch noch andere Interessen als nur die Liebe ihres Vaters. Auch ein Bändchen Rant erhielt seinen Platz auf dem Arbeitstisch. O ja, er hielt was von allgemeiner Bildung. Ueber das Welt kam der Vizefeldwebel, und das da hingelte er Bilder von Verbindungsbrüdern hin, und zwar jene, die recht viele Schmitze im Gesicht hatten, und auf denen unten große Eitel gezeichnet waren. So richtete sich Friemann seine Ruhe gegenwärtig für die Zeit, da er sich dabei von der Anstrengung des Lernens et-holen konnte.

Neben half ihm getreulich. Sie diente ihm und brachte auf alle die Geschichten, die er ihr von seiner Studenzeit vortrug. Da sah sie unter den Büchern ein Mädchenbildnis hervorstechen, das sog sie heraus. Ein liebes, lustiges, unerschrockenes Gesicht blickte sie an.
„Wer ist das, Friemann?“
„Ach das!“ sagte er und wollte ihr das Bild aus dem Hof nehmen, aber sie wandte es um. Auf der Rückseite stand mit feiner Schrift ein Gedicht, das begann: „So lange noch die Sterne über Bahm — Am stillen Firmamente . . .“ und unten war zu lesen: „In ewiger Liebe. Deine Mathilde.“ Nun hatte ihr Friemann das Bild mitgenommen.
„Wer ist das, Friemann?“ fragte Neben nochmals in mädchenhafter Reugier. „Deine Braut?“
„Ne, mein Engel!“ Friemann lächelte laut.
„Aber wenn sie dir ihr Bild schenkt?“
„Bild ist kein Verlobungsring, liebes Schwesterlein.“
„In ewiger Liebe?“
Friemann lächelte wieder: „Ja, die Ewigkeit, die muß jetzt ein rasches Ende haben.“
„Wie das, Friemann?“
„Siehst du, liebe Schwester, von dieser Sache verheißt du nichts, und ich wünsche auch gar nicht, daß meine Schwester etwas davon weiß. Das ist nichts für ein junges Mädchen aus gutem Hause.“

Er warf das Bild in eine Schublade. Neben konnte nicht weiter fragen, aber es dümmerte ein Mittel in ihr auf für das lustige, liebe Mädchen, das ihrem Bruder ewige Liebe geschworen hatte, und sie stellte sich vor, wie verträumt das Mädchen nun in der Ferne saß. Zugleich jedoch beugte sie sich innerlich vor ihrem Bruder, er kam ihr sehr stark vor, und sie schaute ihn mit anderen Augen an. Er war ein Mann, und etwas Geheimnisvolles wußte sich um ihn. Und sie hatte Angst für sich selbst, ob sie es je überleben würde, wenn sie einer verliebt, dem sie ewige Liebe geschworen hatte. Nein, sie wollte kein ewige Liebe schwören und niemals ihr Bild verhehlen.
Endlich war Friemann couragös, wie er sagte, so daß er sich auch an der Seite und die Besuche bei der Braut machte. Er zog sich eben seinen schwarzen Rod zu den grauen Hosen an, setzte seine mächtigen Gylinder auf und streifte den rotbraunen Handschuh über die linke Hand.
So ging er zuerst zu Ellerbet und gab ihm Hausflur zwei Karten ab. Er wurde in das Staatszimmer geführt, das hatte weiße Tapeten mit großen, blauen Blumen und vielen goldenen Tupfen. Auf den Wänden lagen überall kunstreiche Antikafarben. Friemann mußte lange warten und besch sich die Verdrüsse an den Wänden und die Goldfische in dem Bassin. Die schnappten nach den Ameisen und fuhren dumm durcheinander.
Da rauschte Frau Bürgermeisterin Ellerbet herein in schwarz und mit vielen Tüllspitzen um den Hals und die Ärmel. Friemann machte ihr eine formelle Verbeugung.

„Ach, entschuldige, mein lieber Friemann, ich war gar nicht angekommen, wir haben so viel reitmadchen müssen, und mein Mädchen taugt nichts. Man muß alle Arbeit selbst thun.“ Nun begann sie sich, daß sie doch ein wenig verstimmt gegen ihren Neffen war. „Wir haben schon geglaubt, du kämst gar nicht.“
„Ja, verzeihe Tante, ich hatte nur . . .“ Friemann frisch sich über den Bart. „Ich bin auch sonst noch nirgend gewesen.“
„Ja, das versteht sich von selbst“, antwortete Tante Eite.

Friemann verbeugte sich nochmals im Stuhl. „Ich habe auch sehr zu grüßen von Geheimrat Berger, ich besuchte ihn in Stuttgart. Er sprach davon, wie nett ihr ihm damals aufgenommen habt, als er hier keine Studien an den Kirchgrabensteinen.“
Der Gruß that der Frau Bürgermeisterin wohl, ihre Verstimmung verschwand. „Ellerbet ist auf dem Rathaus, du glaubst nicht, was er zu thun hat, wo die Stadt immer so weiter wächst. Aber was da hinein-kommt, diese Fremden, mit denen hat man nur seine Schere, und Ellerbet mühte noch viel strenger sein.“
Zum drittenmale machte Friemann eine Verbeugung. Sie unterhielten sich nun über die Familie, und Tante Eite redete und schonte nicht ihre nahen Blutsverwandten. Dann lief sie zur Thür und rief: „Achhim!“ Sie wandte sich ins Zimmer zurück: „Ja, du bist ja nun so weit, aber was von armer Achim noch studieren muß, das glaubst du gar nicht, und das ist alles so furchtbar schwer.“ Wieder war sie an der Thür: „Achhim, Friemann ist hier.“
„Stör ihn nur nicht.“
„Ach, den Augenblick!“
Achim erschien in seiner Haus-joppe.
„Ja, du hättest dir doch einen Rod anziehen können“, sagte seine Mutter. Achim wurde noch röther, als er schon war. Friemann aber wußte das Gespräch gemandt auf andere Dinge zu lenken. Er war sehr lieblich und gegen Tante Eite, so daß er ihr ganzes Herz gewonnen hatte, als er sich verabschiedete.
„Ich geh noch'n Ende mit, Mutter“, meinte Achim.
„Ja, aber nicht lange und binde dir das Halsstück um.“
„Friemann hat doch auch kein Halsstück um.“
„Ja, der macht auch Besuche. Bind es um.“
Die beiden jungen Leute gingen miteinander, und Achim schob das Halsstück unter den Rock, dann er geleckte sich vor seinem Vater Friemann. Er hatte Mühe, mit seinen kurzen Beinen neben Friemann Schritt zu halten. Friemann fragte: „Was hast du denn für Aus-sichten?“
„Ja“, sagte Achim und legte den Kopf zur Seite, „ich werde wohl hier am Gymnasium antommen. Mutter meint es bestimmt, und Vater kann ja viel thun.“
„Du bist du ja geboren.“
„Und du?“
„O, ich laß mich später als Rechts-anwalt nieder, hier ist noch was zu machen. Onkel Sommer kann mich gut einführen, und ich will schon hoch kommen.“

„Ja“, meinte Achim, „du bist eine andere Natur als ich. Mir schilt das Selbstbewußtsein. Ich habe so viel in mir, aber es ist alles nicht klar.“
Er bewegte beim Sprechen seine fleischigen Hände eifrig in der Luft.
„Du glaubst gar nicht, wie zerrissen ich manchmal bin. Alle die Ideen. Am liebsten würde ich Dichter, aber Mutter leidet es nicht, wenn ich dichte. Sie sieht mir meinen Schreibstisch nach und hat mir alle Schlüssel zu der Kommode weggenommen. Ich bin immer voll von Leidenschaften, das glaubst du gar nicht. Und dann will ich dir noch was sagen.“ Er hatte das Bedürfnis, sich auszusprechen vor Friemann, der sach und sicher dahinschritt. „Mein größtes Unglück ist es, daß ich links bin.“
Friemann sah ihn verwundert an: „Warum kommst du dich das denn?“
„Ja, weißt du, die ganze Welt ist für mich umgekehrt, ich muß mir alles erst umdrehen. Wenn ich die Landkarte ansehe, dann liegt Frankreich für mich im Osten. Und dabei habe ich doch Geographie als Neben-fach.“
Friemann wiegte bedauernd das Haupt. So sagte Achim weiter über sein zerrissenes Wesen und vertrat Friemann seine geheimsten Schmerzen an, während dieser ruhig zugehörte und von sich selbst fast nichts erzählte. Sie kamen an das Haus, wo Elias Thorsen wohnte.
Da sagte Achim: „Nun denn, Friemann, ich glaube, es wird sehr gut für mich sein, wenn ich öfter mit dir zusammen bin.“
„Komm doch mal in die Traube.“
„Nein, so meine ich nicht. Da sind viele Menschen, und ich kann mir auch keinen Wein leisten. Mit dir allein.“
„Das läßt sich machen“, entgegnete Friemann, und sie trennten sich.

Herr Referendar Friemann gab wieder zwei Karten ab und wurde ins Wohnzimmer geführt. Da sah es nicht anders. Auf dem Tisch lag keine Dede, die Stühle standen unordentlich umher, auf dem Fußboden war Papier verstreut, und der Teppich hatte sich verschoben und warf große Falten. Aus dem Sofa erhob sich Elias Thorsen mühselig an seinen beiden Stühlen, und Tante Zine kam auf Friemann zu in einem Kleid, das oben nur halb geschlossen war. Vor ihr war heute ein Duft von Cognac. Tante Zine war weinerlich und gerührt darüber, daß ihr lieber Neffe kam. Elias Thorsen aber blieb un-freundlich und ärgerte sich über alles, was seine Frau sagte.
Hier ging Friemann sehr bald wieder fort. Auf der Straße zupfte er seinen Rod zurecht und besch sich von oben bis unten, denn nun kam ein wichtiger Besuch, bei Onkel Sommer. Friemann gab dem Hausfräulein eine

Bisitenkarte, die er vorher genau angesehen hatte, ob sie auch ganz sauber war.
Abbotat Sommer trat aus seinem Bureau und führte Friemann in das Jungesellenzimmer. Hier hingen Bilder von schönen Frauen an den Wänden, Bronzen standen umher, und ein mächtiges, vollbesetztes Bücherbord ragte über dem Ganzen. Sommer bot Friemann Zigaretten an und legte sich müde in den Polsterstuhl. Friemann war erst etwas verlegen. Scharf sann er nach, was er erzählen sollte, und dann fiel ihm eine Verbindungsgeschichte ein.
„Neulich auf dem Konvent“, sagte er, „hatten die jungen Leute riesigen Streit. Sie wollten den Riß, den Sohn vom wirtlichen Geheimen, der war in Couleur losgegangen und hatte da eine ganz tolle, betrunkene Rixe angestellt, den wollten sie . . .“
„Vater Friemann“, unterbrach ihn Abbotat Sommer, „du bist der einzige in diesen Gefassen — über diese Affären bin ich wirklich hinaus. Ob so ein junger Mann bei seinen Herzensangelegenheiten eine bunte Müze aufhat oder nicht . . .“
„Ja, lenkte Friemann ein, „ich kann mir denken, Baron.“
Wieder wurde es ein Augenblick still, bis Abbotat Sommer sagte: „Deine Schwester hat sich heraus-gemacht, sie ist wenigstens sehr groß geworden. Das muß dir aufgefallen sein.“
„Ja“, antwortete Friemann mit einem gewissen Stolz, „sie entwickelt sich.“
„Hast du denn den andern Herz-schaften schon Deine Ehrfürcht be-zeigt? Verdrieß es um Gottes willen nicht mit Tante Eite, die kann dir Deine ganze Karriere schmeißen.“
Friemann verwickelte, daß er nicht veräußert habe, und sie redeten aller-ding von seiner Zukunft. Sommer meinte: „Auf mich kannst Du dich verlassen. Ich habe es längst fast mit allen den Angelegenheiten meiner Roggenfelder Mülltüber zu be-fassen.“
„Ich trete sie Dir lieber ab.“
„Das war es, was Friemann hören wollte. Er bewunderte nun die Bronzen und machte seine Bemerkungen über die Bilder, und Abbotat Sommer gab ihm in seiner nachlässigen Weise die Erklärungen dazu.
Auch dieser Besuch war abgemacht, da lenkte Friemann die Schritte zu Tante Mila. Sie hauste oben in einem alten Stiebel und öffnete ihm selbst die Thür.

„Das die Karte steden, mein Junge“, sagte sie, „wir kennen uns ja, und ich habe auch keinen dienbaren Geist. Der sie mir feierlich überbringen könnte. Du mußt mich im Regelschritt, daß Du mich hart im Negativ an-triffst.“
Dabei zog sie die rote Nachjacke enger um die Brust zusammen. „Aber eine einsame Jungfrau braucht sich für niemand zu schämen.“
Sie trat ins Zimmer. Bunt durcheinander lagen da alle Sachen, die Tante Mila im Laufe des Tages zu benutzen pflegte, und es roch gewaltig nach Zigaretten.
„Ach“, rief Friemann, und er ge-brachte das Verlobungswort seiner Tante, „bei Dir steht es ja noch immer so romantisch wie früher.“
Tante Mila lächelte: „Du bist ein kleiner Schmeichler, lieber Neffe. Das warst Du schon immer, bevorstehst wenn Du die braunen Augen bei mir holen wolltest, weißt Du noch? Sie haben wohl jetzt keinen Reiz mehr für Dich, wie? Sonst könnte ich Dich befehlen.“
Friemann winkte lebhaft ab, aber das Glas Bier, das ihm Tante Mila bot, nahm er mit Dank, und sie trant aus eins.
„Was machst dein Vater?“ fragte Tante Mila. „Ist er mit Dir zufrieden?“
„Danach habe ich ihn nicht gefragt, aber das scheint mir selbstverständlich“, erwiderte Friemann.

„Stolz lieb ich den Spanier. Ja, mein Junge, Du hast Talente. Aber willst Du wirklich später hier in Roggenfeld bleiben?“
„Warum nicht? Ich kann hier leicht meine viertausend Thaler verdienen, das das schöne Haus, und Vater ist betannt. Ich finde es praktisch, wenn ich mich hier niederlasse. Die Kon-turrenz läßt sich noch halten, und wenn man sich amüßigen will, kann man ja verreisen.“
Friemann entwickelte seine prakti-schen Lebensansaugungen, und Tante Mila stimmte ihm in allem zu. Sie that das mit ihrem spöttlichen Gesicht, von dem man sich recht wußte, ob sie jemand ernst nahm oder sich lustig über ihn machte. Friemann ging auf ihren Ton ein, aber er war doch froh, als er sich wieder draussen befand. Die Atmosphäre bei Tante Mila war ihm zu trübe.
Er schlenderte eine Weile durch die Straßen und grüßte die Leute mit ge-messener Höflichkeit. Dann entdeckte er sich plötzlich, bog in die Linden-straße und trat in eine engen stehen-des Haus ein. Eine kleine Frau kam ihm entgegen.

„Ach“, rief sie, „ist das aber lieb von Dir, lieber Friemann. Das können wir ja garnicht verlangen.“
„O, Tante Mila!“ meinte Friemann ab, ließ sich den Ohrlöcher ab-

nehmen und in die beste Stube ab-geschickt hatte, ob sie auch ganz sauber war.
Abbotat Sommer trat aus seinem Bureau und führte Friemann in das Jungesellenzimmer. Hier hingen Bilder von schönen Frauen an den Wänden, Bronzen standen umher, und ein mächtiges, vollbesetztes Bücherbord ragte über dem Ganzen. Sommer bot Friemann Zigaretten an und legte sich müde in den Polsterstuhl. Friemann war erst etwas verlegen. Scharf sann er nach, was er erzählen sollte, und dann fiel ihm eine Verbindungsgeschichte ein.
„Neulich auf dem Konvent“, sagte er, „hatten die jungen Leute riesigen Streit. Sie wollten den Riß, den Sohn vom wirtlichen Geheimen, der war in Couleur losgegangen und hatte da eine ganz tolle, betrunkene Rixe angestellt, den wollten sie . . .“
„Vater Friemann“, unterbrach ihn Abbotat Sommer, „du bist der einzige in diesen Gefassen — über diese Affären bin ich wirklich hinaus. Ob so ein junger Mann bei seinen Herzensangelegenheiten eine bunte Müze aufhat oder nicht . . .“
„Ja, lenkte Friemann ein, „ich kann mir denken, Baron.“
Wieder wurde es ein Augenblick still, bis Abbotat Sommer sagte: „Deine Schwester hat sich heraus-gemacht, sie ist wenigstens sehr groß geworden. Das muß dir aufgefallen sein.“
„Ja“, antwortete Friemann mit einem gewissen Stolz, „sie entwickelt sich.“
„Hast du denn den andern Herz-schaften schon Deine Ehrfürcht be-zeigt? Verdrieß es um Gottes willen nicht mit Tante Eite, die kann dir Deine ganze Karriere schmeißen.“
Friemann verwickelte, daß er nicht veräußert habe, und sie redeten aller-ding von seiner Zukunft. Sommer meinte: „Auf mich kannst Du dich verlassen. Ich habe es längst fast mit allen den Angelegenheiten meiner Roggenfelder Mülltüber zu be-fassen.“
„Ich trete sie Dir lieber ab.“
„Das war es, was Friemann hören wollte. Er bewunderte nun die Bronzen und machte seine Bemerkungen über die Bilder, und Abbotat Sommer gab ihm in seiner nachlässigen Weise die Erklärungen dazu.
Auch dieser Besuch war abgemacht, da lenkte Friemann die Schritte zu Tante Mila. Sie hauste oben in einem alten Stiebel und öffnete ihm selbst die Thür.

„Das die Karte steden, mein Junge“, sagte sie, „wir kennen uns ja, und ich habe auch keinen dienbaren Geist. Der sie mir feierlich überbringen könnte. Du mußt mich im Regelschritt, daß Du mich hart im Negativ an-triffst.“
Dabei zog sie die rote Nachjacke enger um die Brust zusammen. „Aber eine einsame Jungfrau braucht sich für niemand zu schämen.“
Sie trat ins Zimmer. Bunt durcheinander lagen da alle Sachen, die Tante Mila im Laufe des Tages zu benutzen pflegte, und es roch gewaltig nach Zigaretten.
„Ach“, rief Friemann, und er ge-brachte das Verlobungswort seiner Tante, „bei Dir steht es ja noch immer so romantisch wie früher.“
Tante Mila lächelte: „Du bist ein kleiner Schmeichler, lieber Neffe. Das warst Du schon immer, bevorstehst wenn Du die braunen Augen bei mir holen wolltest, weißt Du noch? Sie haben wohl jetzt keinen Reiz mehr für Dich, wie? Sonst könnte ich Dich befehlen.“
Friemann winkte lebhaft ab, aber das Glas Bier, das ihm Tante Mila bot, nahm er mit Dank, und sie trant aus eins.
„Was machst dein Vater?“ fragte Tante Mila. „Ist er mit Dir zufrieden?“
„Danach habe ich ihn nicht gefragt, aber das scheint mir selbstverständlich“, erwiderte Friemann.

„Stolz lieb ich den Spanier. Ja, mein Junge, Du hast Talente. Aber willst Du wirklich später hier in Roggenfeld bleiben?“
„Warum nicht? Ich kann hier leicht meine viertausend Thaler verdienen, das das schöne Haus, und Vater ist betannt. Ich finde es praktisch, wenn ich mich hier niederlasse. Die Kon-turrenz läßt sich noch halten, und wenn man sich amüßigen will, kann man ja verreisen.“
Friemann entwickelte seine prakti-schen Lebensansaugungen, und Tante Mila stimmte ihm in allem zu. Sie that das mit ihrem spöttlichen Gesicht, von dem man sich recht wußte, ob sie jemand ernst nahm oder sich lustig über ihn machte. Friemann ging auf ihren Ton ein, aber er war doch froh, als er sich wieder draussen befand. Die Atmosphäre bei Tante Mila war ihm zu trübe.
Er schlenderte eine Weile durch die Straßen und grüßte die Leute mit ge-messener Höflichkeit. Dann entdeckte er sich plötzlich, bog in die Linden-straße und trat in eine engen stehen-des Haus ein. Eine kleine Frau kam ihm entgegen.

„Ach“, rief sie, „ist das aber lieb von Dir, lieber Friemann. Das können wir ja garnicht verlangen.“
„O, Tante Mila!“ meinte Friemann ab, ließ sich den Ohrlöcher ab-

nehmen und in die beste Stube ab-geschickt hatte, ob sie auch ganz sauber war.
Abbotat Sommer trat aus seinem Bureau und führte Friemann in das Jungesellenzimmer. Hier hingen Bilder von schönen Frauen an den Wänden, Bronzen standen umher, und ein mächtiges, vollbesetztes Bücherbord ragte über dem Ganzen. Sommer bot Friemann Zigaretten an und legte sich müde in den Polsterstuhl. Friemann war erst etwas verlegen. Scharf sann er nach, was er erzählen sollte, und dann fiel ihm eine Verbindungsgeschichte ein.
„Neulich auf dem Konvent“, sagte er, „hatten die jungen Leute riesigen Streit. Sie wollten den Riß, den Sohn vom wirtlichen Geheimen, der war in Couleur losgegangen und hatte da eine ganz tolle, betrunkene Rixe angestellt, den wollten sie . . .“
„Vater Friemann“, unterbrach ihn Abbotat Sommer, „du bist der einzige in diesen Gefassen — über diese Affären bin ich wirklich hinaus. Ob so ein junger Mann bei seinen Herzensangelegenheiten eine bunte Müze aufhat oder nicht . . .“
„Ja, lenkte Friemann ein, „ich kann mir denken, Baron.“
Wieder wurde es ein Augenblick still, bis Abbotat Sommer sagte: „Deine Schwester hat sich heraus-gemacht, sie ist wenigstens sehr groß geworden. Das muß dir aufgefallen sein.“
„Ja“, antwortete Friemann mit einem gewissen Stolz, „sie entwickelt sich.“
„Hast du denn den andern Herz-schaften schon Deine Ehrfürcht be-zeigt? Verdrieß es um Gottes willen nicht mit Tante Eite, die kann dir Deine ganze Karriere schmeißen.“
Friemann verwickelte, daß er nicht veräußert habe, und sie redeten aller-ding von seiner Zukunft. Sommer meinte: „Auf mich kannst Du dich verlassen. Ich habe es längst fast mit allen den Angelegenheiten meiner Roggenfelder Mülltüber zu be-fassen.“
„Ich trete sie Dir lieber ab.“
„Das war es, was Friemann hören wollte. Er bewunderte nun die Bronzen und machte seine Bemerkungen über die Bilder, und Abbotat Sommer gab ihm in seiner nachlässigen Weise die Erklärungen dazu.
Auch dieser Besuch war abgemacht, da lenkte Friemann die Schritte zu Tante Mila. Sie hauste oben in einem alten Stiebel und öffnete ihm selbst die Thür.

„Das die Karte steden, mein Junge“, sagte sie, „wir kennen uns ja, und ich habe auch keinen dienbaren Geist. Der sie mir feierlich überbringen könnte. Du mußt mich im Regelschritt, daß Du mich hart im Negativ an-triffst.“
Dabei zog sie die rote Nachjacke enger um die Brust zusammen. „Aber eine einsame Jungfrau braucht sich für niemand zu schämen.“
Sie trat ins Zimmer. Bunt durcheinander lagen da alle Sachen, die Tante Mila im Laufe des Tages zu benutzen pflegte, und es roch gewaltig nach Zigaretten.
„Ach“, rief Friemann, und er ge-brachte das Verlobungswort seiner Tante, „bei Dir steht es ja noch immer so romantisch wie früher.“
Tante Mila lächelte: „Du bist ein kleiner Schmeichler, lieber Neffe. Das warst Du schon immer, bevorstehst wenn Du die braunen Augen bei mir holen wolltest, weißt Du noch? Sie haben wohl jetzt keinen Reiz mehr für Dich, wie? Sonst könnte ich Dich befehlen.“
Friemann winkte lebhaft ab, aber das Glas Bier, das ihm Tante Mila bot, nahm er mit Dank, und sie trant aus eins.
„Was machst dein Vater?“ fragte Tante Mila. „Ist er mit Dir zufrieden?“
„Danach habe ich ihn nicht gefragt, aber das scheint mir selbstverständlich“, erwiderte Friemann.

Für die Küche.
Feine Kalbsrouladen.
Man schneidet aus der Reule hand-große und fingerdicke Schnitz, klopft sie gut und salzt nach Bedarf. Als-dann bereitet man fein gehobte Cham-pignons und Pfefferkörner, giebt von diesen 2 Bechellöffel, sowie eine Messer-spitze voll Butter in die Mitte, rollt die Rouladen zusammen und um-wickelt sie mit feinen Fäden. Nunmehr giebt man dieselben in geschlagenes Ei und Semmel und brät sie in But-ter auf allen Seiten bräunlich. Von Zeit zu Zeit giebt man einige Löffel voll Bouillon an das Fleisch und läßt es weich dämpfen, was ungefähr eine Stunde dauert. Zum Schluß ver-züht man etwas Mehl mit einem halben Glase Wein und giebt dies zur Sauce.
Gedämpftes Lammfleisch mit Gurken. Eine Reule wird gehäutet, geklopft und mit Salz be-streut, in einer tiefen Pfanne mit Speckschmalz und einigen geschmit-tenen Zwiebeln auf beiden Seiten ge-bräunt und unter öfterem Zugiehn von kräftiger Fleischbrühe oder Was-ser langsam weichgedämpft, wobei man das Fleisch mit der zuzugeben-fachen Brühe häufig begießt. Sechs Gurken schält man, schneidet sie in dünne Scheiben, bündelt sie in Butter weich, rührt einen Löffel Mehl darü-ber, schneidet Fleischbrühe und ein wenig Essig zu, läßt alles noch eine Weile kochen, rührt die Brühe mit einem Ei ab und giebt Gemüse und Fleisch zu Tisch.
Gedünstetes Suppen-fleisch. Wenn das Rindfleisch in der Brühe halbweich gekocht ist, nimmt man es heraus, läßt es etwas abkühlen und schneidet es in Scheiben. In einer Kasserolle hat man halb Schmalz, halb Butter zerlassen, einige geschchnittene Zwiebeln, drei zerklein-erte Karotten oder Mörrüben darin anbraten lassen, giebt das Fleisch dazu, würzt mit Salz, Pfeffer und etwas Gemüse und läßt es darin vol-len-weich dämpfen. Kurz vor dem Anrichten giebt man 1—2 Löffel Wein dazu. Die Fleischscheiben legt man in eine tiefe Schüssel, rührt die Sauce durch ein Sieb, verkostet sie mit ein wenig Braumehl, schmeckt ab und gießt sie darüber. Dazu Schmor-, Besamelkartoffeln oder Kartoffel-mus.
Griespudding mit Käse. Man läßt 5 Unzen feinen abge-schabtem Gries in ¼ Quart Was-ser, ¼ Quart Milch und 2 Unzen Butter auf dem Feuer unter be-dingtem Rühren zu festem Brei kochen, bis er sich vom Gefäß ablöst. Dann schüttet man ihn in eine Schüssel, läßt ihn vollständig austreten und ver-mischt ihn mit 4 Eidottern, Käse (Schweizer- oder Parmesan), et-was Salz, geriebener Mastlauge und dem fleischigen Schmeck der Butter, füllt die Masse in eine mit Butter ausgeglichene, mit geriebener Semmel befreute Form und kocht den Pudding eine Stunde lang im Was-serbad. Dann wird er gegürtet und so kaltem Schinken oder „Boeuf a la mode“ gereicht.
Kohls aus Fischresten. Zwei geriebene Milchbröden läßt man mit zwei Eßlöffeln voll Milch durchweichen, giebt dann zwei Eier, zwei Kartoffelstüffel voll schaumiger Butter, etwas Pfeffer und Salz und ein Pfund rotes gehacktes Fleisch dazu zu, mischt alles recht innig, formt daraus kleine Kugeln, die man flach brüht und kocht sie in 20 Minuten von beiden Seiten goldbraun aus. Als Beilage eignet sich jede Art von Salat mit frischem Gemüse.
Gedane Brottschnitten. Man schneidet möglichst gleichmäßige Schnitten von altdadem Weizen, legt sie in eine flache Schüssel neben-einander, übergießt sie mit etwas Roggenbrot, ben man mit ein bis zwei Eßlöffel abgerührt Salz, wendet sie in Mehl, kocht sie in heißem Schmalz, befreut sie mit Zucker und überstreicht sie mit Himbeermarmelade.
Gedämpfte Hühner. Zwei gut gereinigte junge Hühner werden in etwas Brühe (ein Maß Wasser) nebst Speck- und Schintenschmalz, Wurzelwerk, einigen kleinen Zwiebeln, Salz, Pfefferkörnern und etwas Zitronensaft langsam weich ge-dämpft. Inzwischen pugt man 1 Pfund Champignons, schneidet sie in Stücke, bündelt sie in etwas Butter, streut Mehl darüber, giebt etwas Wasser, ein halbes Glas Weizen und den Saft einer Citrone dazu, verkostet alles zu einer guten flüssigen Sauce, die man noch mit einem Tüffel der durch-gelassenen Brühe, in der die Hühner gedämpft wurden, vermischt kann. Die Hühner werden zerlegt und die Sauce darüber gegossen.
Schweinsieren in Bier. Die Nieren werden wiederholt gewä-schert, dann eine halbe Stunde in Milch gelegt und darauf in Scheib-chen geschnitten. Nun wird Butter mit Zwiebeln geschmort, die Nieren darin umgeschwenkt, dann Bier zugegossen und die Nieren so lange langsam ge-dünstet, bis die Butter wieder klar hervortritt. Eine halbe Stunde vor dem Anrichten kommt eine Brotkruste in das Gericht, das mit gerösteten Kartoffeln aufgetragen wird. — Gemahleneren bereitet man eben-so, doch werden sie nur einmal durchge-schnitten.

„Ach“, rief sie, „ist das aber lieb von Dir, lieber Friemann. Das können wir ja garnicht verlangen.“
„O, Tante Mila!“ meinte Friemann ab, ließ sich den Ohrlöcher ab-

nehmen und in die beste Stube ab-geschickt hatte, ob sie auch ganz sauber war.
Abbotat Sommer trat aus seinem Bureau und führte Friemann in das Jungesellenzimmer. Hier hingen Bilder von schönen Frauen an den Wänden, Bronzen standen umher, und ein mächtiges, vollbesetztes Bücherbord ragte über dem Ganzen. Sommer bot Friemann Zigaretten an und legte sich müde in den Polsterstuhl. Friemann war erst etwas verlegen. Scharf sann er nach, was er erzählen sollte, und dann fiel ihm eine Verbindungsgeschichte ein.
„Neulich auf dem Konvent“, sagte er, „hatten die jungen Leute riesigen Streit. Sie wollten den Riß, den Sohn vom wirtlichen Geheimen, der war in Couleur losgegangen und hatte da eine ganz tolle, betrunkene Rixe angestellt, den wollten sie . . .“
„Vater Friemann“, unterbrach ihn Abbotat Sommer, „du bist der einzige in diesen Gefassen — über diese Affären bin ich wirklich hinaus. Ob so ein junger Mann bei seinen Herzensangelegenheiten eine bunte Müze aufhat oder nicht . . .“
„Ja, lenkte Friemann ein, „ich kann mir denken, Baron.“
Wieder wurde es ein Augenblick still, bis Abbotat Sommer sagte: „Deine Schwester hat sich heraus-gemacht, sie ist wenigstens sehr groß geworden. Das muß dir aufgefallen sein.“
„Ja“, antwortete Friemann mit einem gewissen Stolz, „sie entwickelt sich.“
„Hast du denn den andern Herz-schaften schon Deine Ehrfürcht be-zeigt? Verdrieß es um Gottes willen nicht mit Tante Eite, die kann dir Deine ganze Karriere schmeißen.“
Friemann verwickelte, daß er nicht veräußert habe, und sie redeten aller-ding von seiner Zukunft. Sommer meinte: „Auf mich kannst Du dich verlassen. Ich habe es längst fast mit allen den Angelegenheiten meiner Roggenfelder Mülltüber zu be-fassen.“
„Ich trete sie Dir lieber ab.“
„Das war es, was Friemann hören wollte. Er bewunderte nun die Bronzen und machte seine Bemerkungen über die Bilder, und Abbotat Sommer gab ihm in seiner nachlässigen Weise die Erklärungen dazu.
Auch dieser Besuch war abgemacht, da lenkte Friemann die Schritte zu Tante Mila. Sie hauste oben in einem alten Stiebel und öffnete ihm selbst die Thür.

„Das die Karte steden, mein Junge“, sagte sie, „wir kennen uns ja, und ich habe auch keinen dienbaren Geist. Der sie mir feierlich überbringen könnte. Du mußt mich im Regelschritt, daß Du mich hart im Negativ an-triffst.“
Dabei zog sie die rote Nachjacke enger um die Brust zusammen. „Aber eine einsame Jungfrau braucht sich für niemand zu schämen.“
Sie trat ins Zimmer. Bunt durcheinander lagen da alle Sachen, die Tante Mila im Laufe des Tages zu benutzen pflegte, und es roch gewaltig nach Zigaretten.
„Ach“, rief Friemann, und er ge-brachte das Verlobungswort seiner Tante, „bei Dir steht es ja noch immer so romantisch wie früher.“
Tante Mila lächelte: „Du bist ein kleiner Schmeichler, lieber Neffe. Das warst Du schon immer, bevorstehst wenn Du die braunen Augen bei mir holen wolltest, weißt Du noch? Sie haben wohl jetzt keinen Reiz mehr für Dich, wie? Sonst könnte ich Dich befehlen.“
Friemann winkte lebhaft ab, aber das Glas Bier, das ihm Tante Mila bot, nahm er mit Dank, und sie trant aus eins.
„Was machst dein Vater?“ fragte Tante Mila. „Ist er mit Dir zufrieden?“
„Danach habe ich ihn nicht gefragt, aber das scheint mir selbstverständlich“, erwiderte Friemann.

„Stolz lieb ich den Spanier. Ja, mein Junge, Du hast Talente. Aber willst Du wirklich später hier in Roggenfeld bleiben?“
„Warum nicht? Ich kann hier leicht meine viertausend Thaler verdienen, das das schöne Haus, und Vater ist betannt. Ich finde es praktisch, wenn ich mich hier niederlasse. Die Kon-turrenz läßt sich noch halten, und wenn man sich amüßigen will, kann man ja verreisen.“
Friemann entwickelte seine prakti-schen Lebensansaugungen, und Tante Mila stimmte ihm in allem zu. Sie that das mit ihrem spöttlichen Gesicht, von dem man sich recht wußte, ob sie jemand ernst nahm oder sich lustig über ihn machte. Friemann ging auf ihren Ton ein, aber er war doch froh, als er sich wieder draussen befand. Die Atmosphäre bei Tante Mila war ihm zu trübe.
Er schlenderte eine Weile durch die Straßen und grüßte die Leute mit ge-messener Höflichkeit. Dann entdeckte er sich plötzlich, bog in die Linden-straße und trat in eine engen stehen-des Haus ein. Eine kleine Frau kam ihm entgegen.

„Ach“, rief sie, „ist das aber lieb von Dir, lieber Friemann. Das können wir ja garnicht verlangen.“
„O, Tante Mila!“ meinte Friemann ab, ließ sich den Ohrlöcher ab-

nehmen und in die beste Stube ab-geschickt hatte, ob sie auch ganz sauber war.
Abbotat Sommer trat aus seinem Bureau und führte Friemann in das Jungesellenzimmer. Hier hingen Bilder von schönen Frauen an den Wänden, Bronzen standen umher, und ein mächtiges, vollbesetztes Bücherbord ragte über dem Ganzen. Sommer bot Friemann Zigaretten an und legte sich müde in den Polsterstuhl. Friemann war erst etwas verlegen. Scharf sann er nach, was er erzählen sollte, und dann fiel ihm eine Verbindungsgeschichte ein.
„Neulich auf dem Konvent“, sagte er, „hatten die jungen Leute riesigen Streit. Sie wollten den Riß, den Sohn vom wirtlichen Geheimen, der war in Couleur losgegangen und hatte da eine ganz tolle, betrunkene Rixe angestellt, den wollten sie . . .“
„Vater Friemann“, unterbrach ihn Abbotat Sommer, „du bist der einzige in diesen Gefassen — über diese Affären bin ich wirklich hinaus. Ob so ein junger Mann bei seinen Herzensangelegenheiten eine bunte Müze aufhat oder nicht . . .“
„Ja, lenkte Friemann ein, „ich kann mir denken, Baron.“
Wieder wurde es ein Augenblick still, bis Abbotat Sommer sagte: „Deine Schwester hat sich heraus-gemacht, sie ist wenigstens sehr groß geworden. Das muß dir aufgefallen sein.“
„Ja“, antwortete Friemann mit einem gewissen Stolz, „sie entwickelt sich.“
„Hast du denn den andern Herz-schaften schon Deine Ehrfürcht be-zeigt? Verdrieß es um Gottes willen nicht mit Tante Eite, die kann dir Deine ganze Karriere schmeißen.“
Friemann verwickelte, daß er nicht veräußert habe, und sie redeten aller-ding von seiner Zukunft. Sommer meinte: „Auf mich kannst Du dich verlassen. Ich habe es längst fast mit allen den Angelegenheiten meiner Roggenfelder Mülltüber zu be-fassen.“
„Ich trete sie Dir lieber ab.“
„Das war es, was Friemann hören wollte. Er bewunderte nun die Bronzen und machte seine Bemerkungen über die Bilder, und Abbotat Sommer gab ihm in seiner nachlässigen Weise die Erklärungen dazu.
Auch dieser Besuch war abgemacht, da lenkte Friemann die Schritte zu Tante Mila. Sie hauste oben in einem alten Stiebel und öffnete ihm selbst die Thür.

„Das die Karte steden, mein Junge“, sagte sie, „wir kennen uns ja, und ich habe auch keinen dienbaren Geist. Der sie mir feierlich überbringen könnte. Du mußt mich im Regelschritt, daß Du mich hart im Negativ an-triffst.“
Dabei zog sie die rote Nachjacke enger um die Brust zusammen. „Aber eine einsame Jungfrau braucht sich für niemand zu schämen.“
Sie trat ins Zimmer. Bunt durcheinander lagen da alle Sachen, die Tante Mila im Laufe des Tages zu benutzen pflegte, und es roch gewaltig nach Zigaretten.
„Ach“, rief Friemann, und er ge-brachte das Verlobungswort seiner Tante, „bei Dir steht es ja noch immer so romantisch wie früher.“
Tante Mila lächelte: „Du bist ein kleiner Schmeichler, lieber Neffe. Das warst Du schon immer, bevorstehst wenn Du die braunen Augen bei mir holen wolltest, weißt Du noch? Sie haben wohl jetzt keinen Reiz mehr für Dich, wie? Sonst könnte ich Dich befehlen.“
Friemann winkte lebhaft ab, aber das Glas Bier, das ihm Tante Mila bot, nahm er mit Dank, und sie trant aus eins.
„Was machst dein Vater?“ fragte Tante Mila. „Ist er mit Dir zufrieden?“
„Danach habe ich ihn nicht gefragt, aber das scheint mir selbstverständlich“, erwiderte Friemann.

„Stolz lieb ich den Spanier. Ja, mein Junge, Du hast Talente. Aber willst Du wirklich später hier in Roggenfeld bleiben?“
„Warum nicht? Ich kann hier leicht meine viertausend Thaler verdienen, das das schöne Haus, und Vater ist betannt. Ich finde es praktisch, wenn ich mich hier niederlasse. Die Kon-turrenz läßt sich noch halten, und wenn man sich amüßigen will, kann man ja verreisen.“
Friemann entwickelte seine prakti-schen Lebensansaugungen, und Tante Mila stimmte ihm in allem zu. Sie that das mit ihrem spöttlichen Gesicht, von dem man sich recht wußte, ob sie jemand ernst nahm oder sich lustig über ihn machte. Friemann ging auf ihren Ton ein, aber er war doch froh, als er sich wieder draussen befand. Die Atmosphäre bei Tante Mila war ihm zu trübe.
Er schlenderte eine Weile durch die Straßen und grüßte die Leute mit ge-messener Höflichkeit. Dann entdeckte er sich plötzlich, bog in die Linden-straße und trat in eine engen stehen-des Haus ein. Eine kleine Frau kam ihm entgegen.

„Ach“, rief sie, „ist das aber lieb von Dir, lieber Friemann. Das können wir ja garnicht verlangen.“
„O, Tante Mila!“ meinte Friemann ab, ließ sich den Ohrlöcher ab-